

JESSICA BERGER GROSS

HAZEL SAGT NEIN

Roman

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch
von Angela Koonen

Leseprobe

lubbe



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»Hazel Says No«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2025 by Jessica Berger Gross
Original edition published by Hanover Square

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2026 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten.
Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Textredaktion: Regine Weisbrod, Konstanz
Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde
Umschlagmotiv: © Andrea Cheung
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7577-0196-3

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

ERSTER TEIL

**HAZEL
SAGT
NEIN**

1

Beim Direktor

Hazel Blum, bitte beim Direktor melden. Hazel Blum.

Manche Leute – Highschool-Englischlehrer, Großmütter im Bus, Joan Didion, Hazels Mutter – behaupten, dass sich innerhalb eines Augenblicks alles ändern kann. Nach Hazels (zugegeben begrenzter) Erfahrung stimmte das nicht. Veränderung, ob politische oder private, dauerte ewig, und allgemein kam nicht viel dabei herum. Wir schleppen uns voran wie Raupen, bis wir unter dem Stiefel des Patriarchats und der Hausarbeit zermalmt werden. Erst an einem Morgen in Maine, am ersten Tag ihres letzten Schuljahrs an der Highschool von Riverburg, erkannte Hazel, wie naiv sie gewesen war. Selbstverständlich konnte sich von einem auf den anderen Moment alles ändern. Nur war ihr das bis dahin noch nicht passiert.

Hazel Blum, bitte beim Direktor melden. Hazel Blum.

Hazel rutschte auf ihrem Stuhl etwas tiefer und überlegte, ob sie drum herumkäme, wenn sie so tat, als hätte sie ihren Namen in der Durchsage nicht gehört. Im letzten Schuljahr umziehen, war schon ungünstig genug. Am ersten Schultag vor der gesamten Schülerschaft ausgerufen zu werden, war eine unerträgliche Demütigung.

Hazel Blum.

Ihr blieb nichts anderes übrig, als halbherzig den Arm zu heben.

»Das bin ich«, sagte sie zu ihrer Statistiklehrerin. »Ich bin Hazel.«

»Dann ab mit dir.«

Hazel nahm ihren »Books Are Magic«-Stoffbeutel, der eine Kladde, einen HB-Bleistift, einen schwarzen Füller, ihren Hausschlüssel, einen Tampon und den neusten Roman von Sally Rooney enthielt. Sie verließ den Klassenraum und ging den Flur hinunter, vorbei an der Mediathek (sah aus wie eine Gefängnisbücherei), an der Aula mit den schwarzen Betonblockwänden und der rissigen, wahrscheinlich asbesthaltigen Decke und an Klassenzimmern in verschiedenen Stadien der Vernachlässigung, und bog zur Schulverwaltung ab, wo auch die Vertrauenslehrer saßen. Da sie von einer öffentlichen Schule in New York kam, war sie abblätternde Wandfarbe und ähnliche Mängel gewöhnt. Bei der Riverburg High war es allerdings noch einmal eine ganz andere Hausnummer. Anstatt auf einem Schild an der Tür stand *Sekretariat* direkt auf die Wand gemalt, und ein übergroßer Pfeil daneben zeigte den Flur hinunter. Sie bog um die Ecke.

Der Direktor saß an seinem Schreibtisch. Sie kannten sich. Flüchtig. Zu Anfang des Sommers hatte ihre Mutter darauf bestanden, dass er ihnen bei einem Rundgang die Schule zeigte. Nicht, dass noch eine andere Highschool zur Auswahl gestanden hätte, auf die sie gehen konnte. Aber zumindest gab das ihren Eltern das Gefühl, sie hätten eine Wahl und würden gut für ihre Tochter sorgen. Später hatte der Direktor es im örtlichen Schwimmbad darauf angelegt, sich mit ihr zu unterhalten.

Da sie sich nicht um einen Sommerjob bemüht hatte, war sie gezwungen gewesen, ihren kleinen Bruder Wolf in den Wochen, die er nicht im Theatercamp verbrachte, zum Schwimmen mitzunehmen. Sie sollte aufpassen, dass er nicht unterging, weder im Wasser noch in seiner Altersgruppe. Im Juli und August war Hazel deshalb praktisch ständig am Schwimmbecken gewesen,

hatte die Beine ins Tiefe hängen lassen wie zwei Strohhalme in ein Glas kalter Limonade oder hatte auf einem der Plastik-Adirondacks gesessen, die auf dem Rasen verstreut in der prallen Sonne standen, oder sie hatte auf dem Bauch auf ihrem schäbigen Eulenstrandlaken gelegen und sich durch die Romane der öffentlichen Bücherei gelesen. Das war billiger, als hätten ihre Eltern für einen College-Sommerkurs für angehende Englisch-Hauptfächler geblecht – und wahrscheinlich genauso effektiv. Der Direktor war ebenfalls Stammgast im Schwimmbad – einer der wenigen Väter, wie ihr aufgefallen war.

Wenn er an den heißen Nachmittagen ebenfalls dort gewesen war, war er bei ihrem Handtuch oder Liegestuhl oder am Beckenrand stehen geblieben und hatte gefragt, was sie gerade las, und dann, welche Bücher sie schon gelesen hatte, und schließlich, welche sie im Lauf des Sommers noch lesen wollte.

Einmal hatte er sie überrascht, indem er mit einem Zadie-Smith-Roman ankam, den sie ihm empfohlen hatte. So als wären sie ein Schwimmbadleseclub.

Jetzt stand sie zögernd in dem Fünfundvierzig-Grad-Winkel zwischen Tür und Türrahmen. Er winkte sie herein.

»Hazel! Komm rein!«, rief er. In seinen Schulklamotten wirkte er anders als im Schwimmbad. Ob älter oder jünger, hätte sie nicht sagen können. Aber definitiv anders.

Der zuvor erwähnte Bleistift, den ihre Mutter ihr am Morgen gegeben hatte, war noch spitz, ihr Magen noch leer. Sie war eine gute Schülerin mit einem A-minus-Durchschnitt (wegen Mathe) und einem fast fehlerfreien Zulassungstest für die Hochschule (unglaublich). Sie brauchte sich nur noch bei einem College zu bewerben. Nicht dass Hazel an ihrer alten Schule in New York nie zum Direktor gemusst hatte (weil sie zu einem besonders sadistischen Geometrielehrer pampig gewesen war). Doch es war gerade erst die dritte Stunde.

Hazel ging in Gedanken den Vormittag danach durch, ob sie irgendeine Regel übertreten hatte. Spanisch, dann AP-Kurs Politik. Danach die Zehn-Minuten-Pause. Da hatte sie draußen gesessen, allein, und so getan, als würde sie lesen, in Wirklichkeit hatte sie die anderen Schüler unter die Lupe genommen. Es war 10:47 Uhr. Sie hatte praktisch noch mit niemandem gesprochen.

Der Direktor war so alt wie ihr Vater. Groß. Weiß. Hatte auffallend volle braune Haare und ein kräftiges Kinn. Im Schwimmbad hatte er weite Badeshorts und Konzert-T-Shirts angehabt. Hier trug er ein blaues Oberhemd, ein khakifarbenes Jackett und Dad-Jeans. Ein Regisseur würde ihn vielleicht als umschwärmten Highschool-Schauspiellehrer besetzen. Er war für jemanden wie ihre Mom wohl irgendwie attraktiv, aber Hazel hatte keine perverse Neigung für mittelalte Männer.

»Nimm Platz«, sagte er und deutete auf einen der beiden Stühle gegenüber dem Schreibtisch.

Hazel setzte sich auf die vordere Kante. Die Vormittags-sonne strömte durch das Fenster. Sie trug ein schwarz-weiß kariertes Sommerkleid, das ihre Mutter auf dem Flohmarkt in Brooklyn aufgetrieben hatte, und rote Gummi-Birkenstocksandalen. Sie ließ die Haare gerade aus ihrem Pixie-Cut herauswachsen und trug deshalb Klammern aus dem Drugstore, um sie aus der Stirn zu halten, bis sie einen Neunzigerjahre-Shaggy-Mullet oder Mullet-y-Shag à la Winona Ryder, ihrer Lieblingsschauspielerin, erreicht haben würde. In der Highschool – *im Leben* – schien es wichtig zu sein, wie man sich präsentierte. Jetzt aber fühlte sie sich irgendwie nackt. Vielleicht hätte sie etwas Schlichtes wie Sweatshorts anziehen sollen.

»Wie läuft dein erster Tag?«, fragte der Direktor. »Lebst du dich gut ein?«

»Ganz gut, schätze ich. Er hat ja gerade erst angefangen.«

»Ich wollte hören, wie du zurechtkommst. Das muss eine beträchtliche Umstellung sein.«

Ja und nein, dachte Hazel. Schule war Schule.

Hazel gab ihrer Mutter die Schuld an dem Umzug. Maine war eine typische Idee ihrer Mutter. Doch das war nicht die ganze Geschichte. Die Wahrheit war, dass ihre Familie größtenteils wegen Hazel hergekommen war. Ihrem Dad, der Professor war, hatte man eine Stelle am College in Riverburg angeboten, mit der eine unfassbar tolle, praktisch unglaubliche Studienbeihilfe verbunden war. Dadurch würde Hazel nicht an eine große staatliche Uni gehen müssen, wo sie in den riesigen Hörsälen wahrscheinlich hoffnungslos verloren wäre. Stattdessen würde sie ihren Traum wahr machen und sich an einem kleinen Liberal Arts College einschreiben können.

»Nicht, was du gewöhnt bist, könnte ich mir vorstellen.«

»Ich gehe schon mein Leben lang auf öffentliche Schulen«, sagte sie. »Die sind mir lieber. Ich bin Sozialistin«, erklärte sie sicherheitshalber.

»Ach so?«, sagte er.

Sie nahm sich vor, nichts Verhängliches mehr zu sagen.

Mitte August hatte sie den Direktor gefragt, ob es an der Schule eine Literaturzeitung gebe. Er verneinte das und schlug vor, sie könnten doch zusammen eine ins Leben rufen. Das würde ihr a) die Möglichkeit geben, gleichgesinnte Jugendliche (gab es die in Riverburg?) kennenzulernen, und würde sich b) bei der Collegebewerbung gut machen. Bis die Schwimmbadsaison zu Ende ging, sprachen sie noch ein paarmal darüber. Oft stand er überraschend neben ihr, wenn sie gerade ins Becken stieg oder aus dem Wasser kam oder von ihrem Buch aufblickte. Sie war sich nicht sicher, ob aus der Idee etwas werden würde. Manche Erwachsene redeten nur und beließen es dabei.

Den Sommer über hatte er sich verhalten, als wäre es irgend-

wie bemerkenswert oder beachtlich, wenn sich eine Teenagerin für etwas anderes als ihr Handy interessierte. So als wäre sie ein Genie, nur weil sie einen Roman las. Doch erst jetzt im harten Licht der Schulbeleuchtung wurde ihr klar, dass der Direktor ihr im Schwimmbad mehr Aufmerksamkeit geschenkt hatte, als vielleicht normal war. Hazel war sich ziemlich sicher, dass es auch in Maine Jugendliche gab, die Bücher lasen.

Der Direktor kam hinter seinem Schreibtisch hervor und setzte sich auf die vordere Kante.

»Du kannst mich übrigens Richard nennen.«

Im Schwimmbad hatte sie ihn gar nichts genannt.

Das war schon seltsam. Oder vielleicht nicht? Außerhalb der Schule redete sie manche Erwachsene mit dem Vornamen an. Die Freunde ihrer Eltern. Warum nicht auch Direktor White? Vielleicht war die Riverburg High nicht so rückständig, wie sie gedacht hatte.

Er schlug die Hände zusammen und ging zur Tür, um sie sanft zu schließen. Hazel hörte das Klicken des Schnappers.

»Nun, wir sind sehr froh, dich hier zu haben. Wir schätzen uns glücklich. Ich habe dein Zeugnis gesehen. Nicht, dass das nötig gewesen wäre. Ich wusste es schon, als ich dich getroffen habe. Durch unsere Gespräche während des Sommers.«

Hazel schlug die Beine übereinander und verschränkte die Arme.

»Und als ich deine Bücher gesehen und gehört habe, wie du darüber diskutierst. Du sprichst wie eine Studentin. Außerdem bist du ein Mädchen aus New York City. Es gibt keine besseren, meiner bescheidenen Meinung nach. Ich muss es wissen. Ich bin auf Long Island aufgewachsen.«

»Danke?«, murmelte Hazel und bereute sofort den Frageton.
»Meine Mom stammt von dort.«

»Tatsächlich? Das hast du gar nicht erwähnt. Was für ein Zufall. Lass mich raten: North Shore?«

»South Shore.«

»Ich auch«, sagte der Direktor. »Hier gibt es nicht viele von uns. New Yorker, meine ich. An der Küste, ja, aber nicht hier. Sag mir, Hazel, das wollte ich dich schon längst fragen: Wo hast du vor, dich zu bewerben?«

Okay, dachte Hazel. Die Schulfrage. Das leuchtete ein. Er wollte mit ihr über College-Bewerbungen sprechen. Sie erinnerte sich, wie ihre Lehrerin in der zweiten Klasse ihr eine Eselsbrücke für die Schreibweise von *principal*, Direktor, und *principle*, Prinzip, gab: Der *principal* ist dein *pal* – dein Kumpel.

»Ähm. An einem Liberal Arts College, denke ich. Vassar. Wesleyan und Oberlin. Vielleicht Bard. Bennington. Oder an der Universität von Iowa.«

»Vassar, ja? Gut. Weißt du, die meisten unserer Schüler schaffen es nicht an solch ein College. Viele gehen auf die Universität von Maine oder ein Community College. Manche fangen sofort an zu arbeiten.« Er sah sie ernst an. »Ich möchte nicht, dass du dir deswegen Sorgen machst. Ich verstehe dich. Das sollst du wissen. Du bist etwas Besonderes.«

Hazel schüttelte den Kopf. Das stimmte nicht. Mädchen wie sie, mit guten Noten und Testergebnissen, gab es in den braunen Sandsteinhäusern von Brooklyn wie Sand am Meer. Sie war mit Kindern in die Vorschule gegangen, die jetzt in Fernsehensendungen auftraten.

Also nein, Hazel war nichts Besonderes.

»Es überrascht dich vielleicht, aber wir haben jedes Jahr zwei Schüler, die es an eine Elite-Universität schaffen.«

Hazel überraschte das nicht. Kein bisschen. Sie hatte sich erkundigt.

Das war der zweite Grund, aus dem sie mit dem Umzug schließlich einverstanden gewesen war. Maine galt bei den Zulassungskomitees als dünn besiedelter Staat. Laut ihrem Stapel von Hochschulführern auf dem Nachttisch und ihren ak-

ribischen nächtlichen Internetrecherchen waren ihre Chancen auf eine Zulassung an besagten Hochschulen um etwa tausend Prozent höher, wenn sie sich von Maine aus bewarb anstatt von Brooklyn. Die Colleges wollten »geografische Vielfalt«. Das hieß, dass eine Schülerin aus Riverburg mit einem A-minus-Schnitt vielleicht mit einer A-plus-Schülerin aus ihrer alten Schule mithalten konnte. Das war keine sichere Sache, ganz im Gegenteil, aber ihre beste Chance. Sie war in der Lokalzeitung die Listen aus zwei Jahrzehnten durchgegangen, in denen stand, wo die jeweils zehn besten Schüler der Riverburg High studierten. Es war echt beeindruckend. Und irgendwie schräg, dass man auf eine schlechtere öffentliche Schule gehen musste, um auf ein besseres College zu kommen. Oder war das bei genauerem Nachdenken womöglich sogar fairer? Auf jeden Fall konnte Hazel es sich nicht leisten, hinsichtlich der geografischen Aspekte ihres Abschlussjahrs sentimental zu sein. Sie würde ihre Freunde und ihr Leben in New York vermissen. Natürlich. Aber so tief ging das auch wieder nicht. Sie konnte das schaffen. Überall auf der Welt litten Menschen. Sie konnte es ein Jahr lang aushalten. Was zählte, war ihre Zukunft.

Denn sie wollte schreiben. Romanautorin werden oder zu einem Drehbuchautorenteam gehören oder in einer Zeitschriftenredaktion oder für das Feuilleton einer Zeitung arbeiten. Sie war ein Sprachnerd, ein Bücherwurm. Bücher – Geschichten – bedeuteten ihr alles. Die halbe Zeit sorgte sie sich mehr um die Figuren in ihren Romanen (und Filmen) als um die Menschen der wirklichen Welt.

Dabei war dies ein unrealistisches Ziel, ein Klischee und darum peinlich zuzugeben, so als wollte sie Schauspielerin oder Biobäuerin werden. Doch manche wurden tatsächlich Schriftsteller. Warum nicht auch Hazel? So sahen das ihre Eltern. Hazel selbst hatte ernsthafte Zweifel. Sie war sich nicht sicher, ob sie etwas zu sagen hatte, was für andere von Interesse war. Nur ei-

nes wusste sie: Die Literaturwelt war mörderisch. Bei dem Mist brauchte man Beziehungen. Verbindungen zu Verlagen. Verbindungen, wie sie zum Beispiel an ihrem Traum-College Vassar geknüpft wurden, wo man praktisch gar nicht erst reinkam.

Das Zulassungssystem war ungerecht. Das Verlagswesen auch! (Und der Kapitalismus!!) Aber so funktionierten die Dinge nun mal. Und Hazel konnte sowieso nichts dagegen tun. Sie hatte vor, so schmerzlos wie möglich durch das Abschlussjahr zu rutschen, an einem College angenommen zu werden, sich ihr Highschool-Zeugnis abzuholen und den einen arktischen Winter in Maine zu überleben.

»Was deine Bewerbungen angeht, sage ich dir Folgendes: Verkauf dich nicht unter Wert. Ich kann ein paar Anrufe tätigen. Ich selbst war an der Brown. Und schau, wo ich jetzt bin.« Der Direktor schwenkte die Arme auf eine selbstironische, allumfassende Art, um auf das abgeranzte Büro, die heruntergekommene Schule und die schäbige Kleinstadt zu deuten.

An dieser Stelle wurde von ihr ein Lachen erwartet. Sie war versucht zu erzählen, dass ihr Dad auch an der Brown gewesen war. Dass sich ihre Eltern in Providence kennengelernt hatten. Was für ein Zufall, wie klein doch die Welt ist et cetera. Aber Hazel blieb still. Sie fragte sich, wie lange das hier noch dauern würde und was sie im Unterricht verpasste. Sie selbst würde niemals an der Brown angenommen. Und wenn für sie woanders Fäden gezogen werden mussten, dann hatte sie dafür ihren Vater, der mit der halben Professorenschaft des Landes befreundet war. Aber auch das Vassar war ein Griff nach den Sternen, selbst von Maine aus.

»Wir müssen noch über die Literaturzeitung sprechen, nicht wahr? Ich habe einige Ideen für uns.« Er trank einen Schluck aus seiner Plastiktasse. »Wir sollten brainstormen. Überlegen, welche Themen wir uns vornehmen wollen. Und welche Gen-

res. Lass uns herausfinden, was du magst, aber auch, was deine Mitschüler ansprechen würde, ja? Wir müssen Leser gewinnen und Mitautoren.«

Hazel nickte unsicher.

»Ich dachte, wir könnten uns dafür nach der Schule treffen. Regelmäßig, verstehst du? Damit wir das verwirklichen können und die erste Ausgabe bis Thanksgiving rausbringen. Wir könnten mein Büro benutzen. Oder vielleicht suchen wir uns besser einen anderen Ort, wo wir uns richtig reinknien können. Wo wir nicht ständig unterbrochen werden, weil ein Schüler auf der Toilette geraucht hat. Hast du am Samstag Zeit?«

»Oh, gute Idee. Aber das kann ich jetzt noch nicht sagen. Wahrscheinlich muss ich Mathe lernen.«

Sie bekam Magenschmerzen. Sie wusste nicht, was sie von ihm halten sollte. War er einer dieser engagierten Lehrer, die für ihren Beruf lebten, die das Leben eines Schülers verändern konnten, ihn inspirierten, das Beste aus sich zu machen? Ein Lehrer, den man nie vergaß? Oder war er total grenzüberschreitend?

»Heute ist mein erster Tag. Und Statistik mein schlechtestes Fach. Ich will nichts versäumen.«

»Du musst dir deswegen keine Sorgen machen«, sagte er.

Hazel schielte zur Tür, warf sich ihre Tasche über die Schulter und wollte aufstehen.

»Ich könnte einen Brief für dich schreiben.«

»Einen Brief?«

»Ein Empfehlungsschreiben. Das würde ich tatsächlich gern tun. Für das Vassar. Ich kenne da jemanden im Zulassungskomitee. Das kann über Erfolg und Misserfolg entscheiden.«

Oh.

Er bewegte sich von der Schreibtischkante auf den Stuhl neben ihr.

»Ein Empfehlungsschreiben wäre gut«, sagte sie, obwohl sie sich unwohl fühlte, weil er in ihre intime Distanzzone einge-

drungen war. »Das wäre toll.« Wäre es tatsächlich. Zumindest würde es nicht schaden.

»Wir wissen beide, dass du etwas Besonderes bist, Hazel.«

Okay? Aber nein. Sie war nichts Besonderes.

Sie war gut. Einigermaßen intelligent und begabt. Intelligent genug, um zu erkennen, dass sie nicht außergewöhnlich war. Hazel hatte sich nie für außergewöhnlich gehalten.

Stattdessen hatte sie eine Zeit lang – jahrelang? –, zumindest seit der neunten Klasse, Angst empfunden. Eine ständige unterschwellige Furcht. Vor einer Lebenskatastrophe. Als würde jeden Moment etwas Schlimmes passieren. Aufgewachsen mit Bildschirmen und Giftstoffen und einer ständigen Flut von Horrornachrichten, hatte sie das Gefühl, die Welt, ihre Welt, könnte jederzeit zusammenbrechen.

Ihre Oberschenkel klebten vor Schweiß an der Sitzfläche.

»Eine Frage habe ich noch. Bevor ich dich gehen lasse. Kannst du ein Geheimnis hüten?«, fragte er verschwörerisch leise.

»Klar«, sagte Hazel. Das konnte sie. Sie war sogar eine großartige Geheimnishüterin.

»Es geht um Folgendes ...«

»Ja?«

Der Direktor rückte näher.

»Darum.«

Er berührte mit der Hand ihren Oberschenkel. Und dann strich er mit den Fingerspitzen hin und her. Absichtlich. Widerwärtig.

Er fasste sie an – und er war abstoßend – und er war ein Erwachsener und ihr Direktor – und sie wollte schreien. Stattdessen erstarrte sie, gepackt von lähmendem Schrecken.

White hob ihr Kinn an und blickte ihr in die Augen. »Jedes Jahr suche ich mir eine Schülerin aus, mit der ich Sex habe. Dieses Jahr nehme ich dich.«

2

Wolf geht auf die Junior High

Auf dem gebastelten Poster in seinem Klassenzimmer stand, und er HATTE SICH DAS NICHT AUSGEDACHT:

Sag: Das ist schwierig. *Nicht:* Das ist schwul.

Sag: Möchtest du werfen üben? *Nicht:* Du wirfst wie ein Mädchen.

Anstatt einen schwarzen Schüler auszulachen oder aufzuziehen, frag: Wie ist es, ein Schwarzer an einer überwiegend weißen Schule zu sein?

Sag: Ich mag dein Outfit/deinen Haarschnitt. *Selbst wenn es ein Mädchen in Sportklamotten oder ein Junge mit langen Haaren ist.*

Wolf fiel es schwer zu glauben, dass dieses sonderpädagogische Niveau von Verhaltensratschlägen überhaupt nötig sein konnte. Wie das Schild vor der Schule, auf dem stand: ALLE SIND WILLKOMMEN. Ach nee. War das nicht die Grundidee von öffentlichen Schulen? Mussten die das wirklich betonen? Seine Mutter sagte immer wieder, dass die Riverburg Junior High anders sein würde als seine alte Schule. Einfacher zum Beispiel. Viel einfacher. Was er bezweifelte, da er von der Grundschule auf die – Riesenschritt – Mittelschule wechseln würde. Seine Mutter hatte gehört, dass die Lehrer blöde Arbeitsblätter auf-

gaben und viel Prüfungsvorbereitung anboten und zu wenig anspruchsvollen Stoff durchnahmen. Aber immer her mit den Arbeitsblättern! Je einfacher, desto besser.

Mrs Gilbert, seine Klassenlehrerin, teilte die Stundenpläne aus, eine Seite mit Namen und Raumnummern, in deren oberen Ecke seine Spindnummer und die Schlosskombination standen. Er hatte noch nie die Klasse gewechselt und noch nie einen Spind gehabt. Er überflog das Blatt. In dem Theatercamp, bei dem er im Sommer mitgemacht hatte, und im städtischen Schwimmbad hatten ihm alle gesagt, dass es einen Lehrer für die sechste Klasse gab, den alle haben wollten: Mr Woods. Er unterrichtete Sprache und Literatur und war der Theaterlehrer und mochte Rick-Riordan-Bücher und hängte Marvel-Poster im Klassenzimmer auf. KACKE, dachte Wolf, sowie er sah, dass er Mrs Gilbert auch in Sprache und Literatur bekommen hatte. Er brachte seine ganze Willenskraft auf, damit er das Blatt nicht zusammenknüllte und durch die Klasse warf, und gab sich die absolut größte Mühe, nicht an seinem ersten Tag in der Sechsten zu weinen.

Sein Leben lang war er schon anders. Er war ein Junge, der Sport hasste, der Einzige anscheinend in der gesamten Grundschule. Ein Nerd wie aus dem Bilderbuch und mit einem Lehrplan zur individuellen Förderung und einem Logopäden und obendrein unterdurchschnittlicher Sozialkompetenz. Die hatten ihn gezwungen, zu einer Freundschaftsgruppe zu gehen! Nach der Schule! In der Upper West Side! Er hatte es satt, dass sich seine Eltern und Lehrer über ihn Gedanken machten.

Zu alldem hasste er sein Aussehen. Wolf war niedlich, und das wollte er am allerwenigsten sein. Er hatte einen braunen Lockenkranz und zwei Grübchen, wenn er lächelte. Als er noch kleiner gewesen war, hatte seine Mutter ihn manchmal ins Kunstmuseum mitgenommen und ihm gezeigt, dass er den Putten in der europäischen Malerei verblüffend ähnlich sah.

Das Schlimmste war, dass er bis zu diesem Sommer keine Videospiele hatte spielen dürfen. Nicht mal *Minecraft*, das pädagogisch wertvoll war. Auch nicht *Fortnite*, das jedes Kind spielte. Das änderte sich, als seine Eltern verkündeten, dass sie umziehen würden. Sie hatten solchen Schiss davor, wie er darauf reagieren würde, dass sie ihm eine Nintendo Switch und eine (noch nicht geplante) Fahrt nach Disneyworld versprochen und er sich sein Zimmer als Erster aussuchen durfte (Hazel würde sowieso bald ausziehen, um aufs College zu gehen). In Maine, sagten sie, könnten sie sich Gesangsunterricht und Urlaubsreisen leisten. Sie würden zwei Fernseher haben, einen oben und einen unten. Sie würden zwei Etagen haben! Und – bahnbrechende Neuigkeit – seine Eltern waren bereit, ihm ein Handy zu kaufen.

Mit dem Umzug begannen auch seine Therapiestunden. Durch sein neu verschriebenes ADHS-Medikament fühlte er sich fokussierter. Er knallte weniger Türen. Er trainierte auch morgens mit seinem Vater, zehn Minuten Gymnastik und Gewichtheben. Wenn er eine Hauptrolle in der Schulaufführung bekommen und Freunde finden wollte, musste er entsprechend aussehen. Er durfte nicht mehr seiner Mutter zuliebe sein »Ich bin Feminist«-T-Shirt anziehen.

Diesen Sommer hatte er im Internet wie ein Besessener Myer-Briggs-Persönlichkeitstests gemacht und festgestellt, dass er ein extrovertierter Mensch und nicht wie seine übrige Familie introvertiert war (genau genommen ein introvertierter Extrovertierter, aber trotzdem ein Extrovertierter). Er wollte kein Junge mehr sein, der beim Mittagessen allein saß und las. Wolf wollte – und musste – mit anderen Kindern zusammen sein, mit Kindern, die sich für Fernsehen und Filme und YouTube-Videos und Videospiele und Virtual Reality und Reddit interessierten.

Er war entschlossen, sich in Riverburg anzupassen. Ramona,

die Freundin seiner Mutter, hatte ihm ein Buch geschenkt, das er den Sommer über lesen sollte – *Wie man Freunde gewinnt* –, und geschworen, das wäre das Erfolgsgeheimnis für die sechste Klasse. Das Geschenk hatte er ein bisschen passiv-aggressiv gefunden, aber egal. Seine Eltern ermahnten ihn, seine Privilegien nicht raushängen zu lassen. Einige seiner Klassenkameraden wohnten in einer Etagenwohnung, nicht in einem Haus. Was hier anscheinend etwas anderes bedeutete als in New York, wo fast jeder, den er kannte, in einer Etagenwohnung lebte.

Seit dem erzwungenen Umzug war Wolf auf ein weiteres Problem gestoßen. Jude zu sein, war in New York völlig normal, in Maine dagegen (Überraschung) war es sonderbar. Und Wolf war ein jüdischer Jude. Auf die Art von Seth Rogen, Adam Sandler oder Mel Brooks. Soweit er das übersehen konnte, war er der einzige jüdische Junge in der ganzen Junior High. (In seiner Grundschule in Brooklyn war mindestens ein Viertel seiner Klasse mindestens zu einem Viertel jüdisch.) Vielleicht feierten ein paar in seiner Klasse Chanukka zusammen mit Weihnachten, aber Wolf war derjenige, der in den blöden Hebräischunterricht im Keller der Synagoge gehen musste.

Seine Eltern beteuerten, das könne nicht sein – sie konnten einfach nicht verstehen oder einsehen, in was für eine fremde Welt sie ihn gezwungen hatten. Es gab viele Juden im College, also dachten sie wohl, dass müsse in der Mittelschule auch so sein. Sein Vater sagte sogar, Maine würde für ihn eine Lernerfahrung werden. Als wäre Wolfs Leben ein Kulturaustauschprogramm. Aber Wolf hasste die Natur. Er hasste Wälder. Er vermisste die U-Bahn. Seine Eltern waren in New York und in Kalifornien aufgewachsen, nicht in der Wildnis mit Elchen und Bären.

Seit dem Umzug hatte seine Mutter alles Mögliche unternommen, um ihn in eine Gruppe von ekelierend gesunden, Geige spielenden, leichtathletikbegeisterten Nachbarjungen

reinzubringen, mit denen er nichts zu tun haben wollte. Wolf wollte gute Noten und hatte vor, die zu bekommen, aber er würde nicht mit Nerds abhängen oder bei langweiligen Schüler-Clubs wie Student Council oder Odyssey of the Mind mitmachen, egal, wie sehr seine Eltern ihm weismachen wollten, das wäre cool. Wolf wollte von anderen beachtet werden. Gesehen werden.

Wolf war für die Bühne bestimmt.

Die Pausenglocke schellte.

In der ersten Kunststunde bei Miss Polly (im Gegensatz zu seiner Grundschule die einzige Lehrerin, die sich mit dem Vornamen vorstellte) sagte jemand, das mit dem Selbstporträt sei doch schwul, und brachte Wolf dazu, das sonderpädagogische Niveau des Posters in Mrs Gilberts Klassenraum zu überdenken. Andererseits hörte er ein paar Minuten später ein Mädchen mit blauen Haaren an seinem Tisch über ihre Freundin reden.

Sie schoss Wolf einen Blick zu, als müsste sie sich Sorgen machen, was er wohl dachte. Was sie natürlich nicht musste.

Also, ja, Riverburg war schräg.

So. Viele. Weiße. Seine Lehrer waren bislang alle weiß. Bei den Schülern sah das ein bisschen anders aus, aber nicht sehr. Bis auf ein paar Ausnahmen trugen die allermeisten Jungen in der Sechsten Polyestersportshorts.

Riverburg war jedoch auf seine eigene Art divers. Das sah man am Schwimmbad. Auf jede Familie, die mit dem College verbunden war, kamen etliche, die, na ja, ländlich wirkten. Manche reichere Familien, so erzählte seine Mutter, gingen nicht ins Schwimmbad, denn sie hatten einen Swimmingpool im Garten oder ein Camp (womit kein Ferienlager oder Tagescamp gemeint war, wie Wolf erfuhr, sondern eine Hütte am See). In New York umfasste seine Welt alle möglichen Leute, von Obdachlosen in der U-Bahn bis zu Damen in der Park Avenue, die

ihre Hunde in Pufferjacken und Schneeschuhe steckten. Aber hier in Riverburg waren die Klassengrenzen irgendwie deutlicher, strikter.

Wen interessierte das? Wolf hatte größere Probleme als die demografischen Details seines neuen Wohnorts. Nach dem Chor musste er eine Lehrerin bitten, ihm bei der Kombination seines Spinds zu helfen. Danach: die nächste garantierte Demütigung und, was er den Sommer über am meisten gefürchtet hatte – das Schulmittagessen.

Und so stand Wolf mit seinem Brownie und einer Flasche Wasser mitten in der Kantine und versuchte zu entscheiden, wo er in diesem Land der Fremden und Verbannten sitzen sollte. Das war eindeutig der schlimmste Moment seines Lebens, kein Vergleich mit dem in der ersten Klasse, als er über Bausteine gestolpert war, sich die Lippe aufbiss und genäht werden musste.

Wieder verschwamm ihm die Sicht, und die Tränen drohten überzulaufen. Gott, warum musste er so ein Baby sein. Manchmal hasste er sich wirklich selbst.

Aber wie durch ein Wunder rief ein Mädchen »Wolf!«, winkte ihn herüber und rettete ihn so vor der völligen sozialen Vernichtung. Sie trug ein rotes Tuch keck um den Hals gebunden und die Haare zu einem langen Zopf geflochten. Gracie. Zumindest glaubte er, dass sie so hieß. Er war sich zu neunzig Prozent sicher. (Er konnte sich Namen schlecht merken.) Sie waren sich im Sommer im Theatercamp begegnet und hatten zusammen im Schwimmbad gespielt, wenn er mutig genug gewesen war, sie anzusprechen.

Rot vor Erleichterung gesellte er sich zu (der vermutlichen) Gracie und ihren Freundinnen, zu denen auch die Blauhaarige aus dem Kunstunterricht gehörte. Gracie schien das Sagen zu haben. Sie war laut und kommandierte herum, aber auf eine gute Art. Sie klang eigentlich immer, als wüsste sie, was sie tat, ob sie im Schwimmbecken »Marco Polo« spielte oder am ersten

Tag beim Lunch diskutierte, wer die besten und die schlechtesten Klassenlehrer waren. Gracie redete so viel, dass Wolf sich entspannen und in ihrem Glanz sonnen konnte. Es war unglaublich: Diese (vermutliche) Gracie hatte ihn, Wolf Blum, zu ihrem Tisch gerufen. Wenn er es geschickt anstellte, wenn er nichts Falsches sagte oder tat und alles ruinierte, wenn er es schaffte, das nicht zu vermässeln, dann würde er in den nächsten drei Jahren am besten Tisch der Schule sitzen.

Das Mittagessen dauerte achtzehn Minuten. Dann kamen lauter langweilige Stunden. Seine Sozialkundelehrerin weigerte sich zu lernen, wie sein Nachname ausgesprochen wurde. Sie bestand darauf, ihn phonetisch auszusprechen, sodass er sich auf *plum* reimte, und ignorierte die korrekte und simple Sprache BLOOM. Positiv war zu vermerken, dass der Direktor über Lautsprecherdurchsage (zwischen Infos zu Testspielen) drei Schulaufführungen für dieses Schuljahr ankündigte. Das Vorsprechen für das Stück des Winterhalbjahrs würde am Donnerstag stattfinden. Das war's dann auch schon.

Am Ende des Schultags versammelte sich die gesamte sechste Klasse im Theatersaal, wo der Direktor mit ihnen einübte, wie man in vier Schritten einen Konflikt verhinderte. 1. Nein sagen. 2. Begründen. 3. Alternative anbieten. 4. Weggehen. Die Methode war zwar dazu gedacht, Kinder unter dreizehn zu schützen, würde später aber nützlich sein, wenn er Hilfe im Haushalt ablehnen oder im Winter nicht Ski fahren wollte, und das war der einzige Grund, weshalb er sich die Mühe machte, bei dieser Kindergartenveranstaltung zuzuhören. Außerdem konnte sein nerviges Gehirn nicht anders, als sich solche albernen Informationen zu merken und auszuwerten.

Sobald das in ihren jungen Köpfen verankert war, wurden die Sechstklässler gezwungen, sich ein echt deprimierendes Video über eine App namens *Say Something* anzusehen, mit der

man anonym etwas melden konnte. Die sollte jeder auf sein Handy laden für den Fall, dass man bei einem Klassenkameraden Anzeichen für Ritzen, Hunger, Missbrauch, Selbstmordgedanken oder die Absicht bemerkte, die Schule zusammenschießen zu wollen.

Dann war es Zeit, in den Bus zu steigen. Er setzte sich allein in eine Bank, zog sein Handy hervor, setzte sich den Kopfhörer auf, drückte Play, um den *Hamilton*-Soundtrack zu hören, und starrte aus dem Fenster, während der Busfahrer durch die Straßen kurvte. Warum ein vernünftiger Mensch von New York in dieses Kaff im Nirgendwo zog, war ihm ein Rätsel.

3

Claire zieht nach Maine

Claire hatte das Haus für sich. Es war der Dienstag nach Labor Day, und Hazel und Wolf waren in der Schule. Sie war den ganzen Sommer über mit dem Umzug beschäftigt gewesen – auspacken, einrichten, den neuen Alltag der Kinder organisieren, sich orientieren. Jetzt saß sie auf der Seitenveranda und neigte ihren Korbessel zur Morgensonne. Sie trank ihren Latte und betrachtete die unerwartete Wendung, die ihr Familienleben genommen hatte, während sie die Vögel zwitschern hörte.

Sie staunte immer noch, dass sie jetzt hier war. Im vergangenen Frühjahr hatte Gus kurzentschlossen seinen Namen bei einer kleinen adretten Hochschule ins Spiel gebracht, von der sie trotz ihres guten Rufes noch nie etwas gehört hatten. Innerhalb weniger Wochen hatte das College ihm ein überaus gutes Angebot unterbreitet, das er angesichts seines (spärlichen) Kontostands, der (fast nicht vorhandenen) Ersparnisse und der (chronisch angstbesetzten) Kreditkartenrechnungen nicht ablehnen konnte.

Claire und Gus hatten zunächst dennoch gezögert. Sie wollte nicht aus der Großstadt weg. Was Claire wollte, für sich selbst und ihre Familie, klang in ihren Ohren völlig vernünftig und war doch unerreichbar: ein schmales Brownstone in Brooklyn, ein bescheidenes Haus auf dem Land, einen gut ausgestatteten Kleiderschrank. Sie wollte jährlich im Februar irgendwo-

hin reisen, wo es warm war. Im Sommer zwei Wochen in Italien verbringen. Und ihre Kinder sollten sich kein Zimmer teilen müssen.

Das war jedenfalls ihr Traum gewesen. Und der war seit langem gestorben. Sie hätte sich begnügt mit einer mietpreisgebundenen Wohnung mit einem Waschtrockner, einem zweiten Bad und einem Wohnzimmer, das nicht auf den Mülltonnenplatz hinausging.

Sie hatte als Modedesignerin für BuiltGood gearbeitet, und Gus war Amerikanistikprofessor an der SUNY Rocky Creek. Sie hatten nicht mehr das Geld, um in der Großstadt zu leben. Gus sagte, das Problem seien nicht ihre Gehälter, sondern ihre Ausgaben. Aber Claire sagte, das läge an New York, wo man unmöglich das Haus zum Gassigehen verlassen könne, ohne etwas zu kaufen. Vielleicht hatten sie eine mangelhafte Impulskontrolle. Oder fehlte ihnen einfach der Unternehmergeist? Und in einem Jahr würden sie für Hazel Studiengebühren zahlen müssen. Wofür sie nicht gespart hatten. Wo war die Zeit geblieben? Unglaublich, dass ihre Tochter schon im Abschlussjahr und fast erwachsen war. Dass Wolf, ihr Baby, elf war und auf die Junior High ging. Dass sie die beiden eines Tages verlieren würden und sie obendrein Hunderttausende Dollar aufbringen mussten, um sie aufs College zu schicken. Der Ausbildungszuschuss des Colleges für die Kinder der Lehrkräfte – fünfundsiebzig Prozent der absurd hohen Studiengebühren, die man an jeder anerkannten Hochschule zahlen musste – war für die Blums wie ein Lottogewinn.

Claire würde New York vermissen. Das war unvermeidlich. Aber sie hegte auch den latenten Wunsch, ins Hinterland zu ziehen und in einer billigen Künstlerkolonie ein gesünderes Leben zu führen. Sie sehnte sich nach Natur und bezahlbarem Wohnraum. Und war Maine nicht Hinterland?

Sie würden dafür sorgen, dass es funktionierte. Mussten sie.

Und warum auch nicht? In dem Maine ihrer Vorstellung würde sie in den Sommerwochen barfuß gehen und die Winterwochenenden eingeschneit verbringen. Sie würde maritime Mode tragen, dunkelblau Gestreiftes, weiße Overalls und dicke Wollpullover und Clogs. Im Garten würden sie Salat und Erbsen und Tomaten ziehen. Vielleicht würden sie sich eine Ziege halten und irgendwie Käse herstellen. Sie würde ein Atelier haben und Gus die Stille, die er brauchte, um sein Buch zu schreiben. Ihr alter Hund Pickle würde einen Hof haben. Wolf könnte sich spontan mit Spielgefährten verabreden, er bräuchte nur bei den Nachbarn zu klingeln und könnte abends Glühwürmchen fangen und mit skurrilen, naturbegeisterten Freunden Talentshows auf die Beine stellen. Claire, Gus und Wolf würden noch dieses eine Jahr mit Hazel haben.

Am ersten Maiwochenende hatten sie sich Maine ohne die Kinder angesehen. Der Flug dauerte nur eine beruhigende Dreiviertelstunde. Claire hatte ihre Zeitschrift bis zur Landung nicht ausgelesen. In einem Restaurant in Portland, das auf einem bescheidenen Schild darauf hinwies, Edward Hopper zu seinem Chop-Suey-Gemälde inspiriert zu haben, bekamen sie erstaunlich gute Shrimp Dumplings und hausgemachte Nudeln. Am nächsten Morgen frühstückten sie Schokocroissants und Kaffee aus einer Bäckerei an einer Kopfsteinpflasterstraße, bevor sie eine Stunde und zwanzig Minuten nach Riverburg fuhren. Der Highway war absurd entspannt, zwei Fahrspuren unter Bäumen mit einer postkartentauglichen Aussicht aufs Meer, bis sie landeinwärts abbiegen mussten.

Aber während es in Brooklyn schon grünte und blühte und Portland bezauberte, musste das übrige Maine noch die graue Morastphase aussitzen. Claire fror auf der Fahrt nach Norden in ihrem Baumwollpullover.

»Kannst du dir vorstellen, hier zu leben?«, fragte sie Gus und

meinte damit Riverburg. Er war im April zum Vorstellungsgespräch dort gewesen.

»Im Leben nicht.«

Trotzdem weigerte Gus sich, den naheliegenden Kompromiss in Erwägung zu ziehen, nämlich in Portland zu leben und nach Riverburg zu pendeln. Nicht angesichts der harten Winter in Maine, nicht nach seinen zwei Stunden dauernden Pendlerfahrten zwischen Brooklyn und dem Rocky Creek. Das stand für ihn fest. Welchen Sinn hätte es, eine Stelle im College einer Kleinstadt anzunehmen und hundertzwanzig Kilometer weit entfernt zu wohnen? Sie würden entweder nach Riverburg ziehen oder für die Laufzeit der Anstellung in Brooklyn bleiben.

Als Claire das Haus sah, in dem sie wohnen würden, stimmte sie dann doch zu. Es war ein weißes im Kolonialstil mit grünen Fensterläden und einer roten Scheune auf einem halben Hektar großen, erstklassigen Eckgrundstück, neben dem ein Bach floss, ein Farmhaus von 1873 in einem historischen Viertel, nur eine kurze Autofahrt oder einen Spaziergang vom Campus entfernt und preislich günstiger als ein Studioapartment in New York. Das Haus war gerade erst auf den Markt gekommen.

Und so nahmen Claire und Gus bei jenem folgenreichen, kalten Frühlingsbesuch nach einem Nachmittag voller Hausbesichtigungen den verlangten Preis an, tief beeindruckt davon, dass sie es sich leisten konnten. Zum ersten Mal im Leben würde ihnen eine Immobilie gehören. Es blieb jedoch unklar, ob sie ein Schnäppchen gemacht oder zu viel bezahlt hatten. (Wie Großstädter es häufig taten.) Riverburg war wirtschaftlich in einer Flaute. Die Wohnungspreise lagen weit unter dem nationalen Durchschnitt. Ihre monatliche Hypothek würde nur einen Bruchteil ihrer bisherigen Miete betragen. Verführt von den breiten Fluren, den vielen Kaminen und Zimmern hatten sie nicht bedacht, dass sie auch Heizöl, Grundsteuer, Schneeräumung, Terrassenreparaturen, Klempnerarbeiten und

den dringend benötigten neuen Heizkessel bezahlen mussten. Stattdessen bestaunten sie das sonnige, doppelt so große Wohnzimmer mit der massiven Bibliothekswand und der Fenstersitzzecke, das Arbeitszimmer, in dem sie fernsehen oder, wie Claire überlegte, alte Schallplatten hören könnten, das separate Esszimmer, die geräumige Wohnküche mit Farmhausspüle und Holzarbeitsplatten und einem großen Fenster, das auf den weitläufigen Garten hinausging, den weißen Lattenzaun und die Holzschaukel, die an einer hohen Kiefer hing.

Die *New York Times* bekäme sie an der Tankstelle.

Sie trösteten Hazel und Wolf und sprachen ihnen Mut zu, dann packten sie, mieteten einen kleinen Volkswagen-SUV und übernahmen am ersten Juli die Hausschlüssel. Ein Handwerker, der für den Vorbesitzer gearbeitet hatte, strich ihnen die Wände strahlend weiß. Claire half. Sie kaufte einen Landhaustisch und gelbe Plastikstühle im Stil des Eames-Klassikers. Im Wohnzimmer neben dem Kamin stellte sie eine teure, hundefreundliche, braune Ledercouch auf, die sie bei einem Fort-Greene-Garagenflohmarkt für zweihundertfünfzig Dollar ergattert hatte, und gegenüber ein rosarotes Ikea-Sofa. Ins Arbeitszimmer stellte sie eine Couchgarnitur für die freitäglichen Filmabende. Sie wollte für ihre Kinder – endlich – ein behagliches Zuhause schaffen, ein liebevolles, lebendiges – und ja, warum nicht – schönes Familienheim voller Bücher und Musikinstrumente, in dem sie selbst gern aufgewachsen wäre.

Riverburg war eine ertragsarme, ehemalige Textilstadt. Am Flussufer stand eine alte T-Shirt-Fabrik mit vernagelten Fenstern. In der Nähe des Highways gab es einige Einkaufszentren mit Supermärkten, Fast-Food-Restaurants und einem Baumarkt sowie Discounter und Motels und eine stets überfüllte Pizzeria, nach deren Besuch man einen seltsamen Nachgeschmack hatte. Das Pine-Street-Viertel bestand bei näherer Betrachtung aus Einfamilienhäusern und Mietshäusern. Einige

waren hübsch. Andere, mit heruntergekommener Veranda, hatten schon bessere Tage gesehen. Die Kirche um die Ecke betrieb eine Suppenküche und teilte zur Mittagspause belegte Brote aus, ähnlich wie in ihrem Viertel in Brooklyn.

In anderer Hinsicht war Riverburg beinahe idyllisch. Von ihrem Haus konnte man bequem in die Innenstadt laufen. An der Main Street gab es eine Bibliothek und ein Opernhaus, wo Wolf an dem Theatercamp teilgenommen hatte. Dort befanden sich auch ein neues Hotel mit einer Kamin-Lounge im Foyer, eine Fußgängerbrücke, die über den Fluss führte, und das Riverburg General, ein Bioladen mit Café. Donnerstagnachmittags fand ein gut besuchter Bauernmarkt statt, auf dem es auch einen Eiswagen gab, der besseres Schokolade-Salzkaramell-Eis verkaufte als jeder Eisladen in Brooklyn, außerdem einen Menoniten-Bäcker mit den besten deutschen Brezeln, die Claire je gegessen hatte, und ein ausgefallenes Sortiment lokaler Produkte von Cantaloupe-Melonen bis zu Roter Bete. Die Stadtrabbinerin (die Stadt hatte ein Rabbinat?) und ihre Frau (sie waren lesbisch!) luden Claire zu einem Fermentationsworkshop ein. An den Abenden saß Claire auf der Veranda und rauchte hochwertiges Marihuana, um dann unter die Wolldecke ins Bett zu kriechen und mit Gus *The Real Housewives of New York* zu gucken.

Es hätte schlechter laufen können. Viel schlechter.

Wenn Claire nur wüsste, was sie mit ihrem Leben anfangen wollte. Sie wollte glücklich sein. Und das sollte sie sein. War sie es?

Heute war der Tag, an dem sie es nicht länger aufschieben konnte, sondern anfangen sollte, an ihrer Kollektion zu arbeiten. Aber Gus und die Kinder waren schon den ganzen Vormittag weg, und Claire hatte nichts zustande gebracht. Sie hatte sich eine Pfaff-Nähmaschine und eine gebrauchte Overlock

gekauft und sich eine Schneiderpuppe, ein Bügelbrett und einen Steamer besorgt. Auf der Riverburger Tauschbörse hatte sie einen zufriedenstellend großen Tisch aufgetrieben, der mal in der Stadtbücherei gestanden hatte. Auf ihrem Arbeitstisch stapelten sich Naturfaserstoffe, Restposten, eine Auswahl antiker Quilts und Skizzenblätter. An der Wand hing eine noch leere Korkpinnwand und wartete auf ihre Inspiration.

Und bisher? Nichts.

Claire hatte an der Rhode Island School of Design Textildesign studiert. Bei BuiltGood war sie dafür bekannt gewesen, Trends früh zu erkennen – Latzhosen und dann Overalls, Jeans mit weitem Bein, die Rückkehr des Acid Wash und Pink – und sie dem Designerteam nahezubringen. In Brooklyn hatte sie morgens die Outfits der Mütter vor Wolfs Grundschule gemustert und an den wenigen Tagen, an denen sie es auch schaffte, ihn abzuholen, einen Blick auf die neuesten Schnäppchen der studierenden Nannys erhascht. Das war weder eine komplizierte Leistung noch geistiger Diebstahl. So kam die Modewelt üblicherweise auf ihre Ideen – auf der Straße. Doch sie merkte, dass sie nicht mehr up to date war. Teilweise lag es an ihrem Alter (siebenundvierzig) und teilweise an den Social Media, die Trends so unmittelbar erzeugten, dass ihr geschulter Blick und Geschmack überflüssig wurden. Immer häufiger war sie dem Team zugeteilt worden, das Loungewear entwarf.

BuiltGood lag nur eine bescheidene Stufe über Fast Fashion. Ab und zu hatte Claire eine Partnerschaft oder Zusammenarbeit mit einem angesagten Kleinproduzenten anbahnen dürfen, aber immer nur im Rahmen des Budgets. Im Allgemeinen wurden ihre Indie-Designer von ihnen abgezockt. Das war legal, wenn auch unethisch. Oder demokratisch, je nach Standpunkt. Einen Look konnte man nicht urheberrechtlich schützen.

Als ihr Mentor und Boss die Firma verließ und nach Connecticut auf eine Pferdefarm zog, wurde ihr klar, dass man sie

wahrscheinlich entlassen würde. Und was dann? Als Gus also die Festanstellung mit Ausbildungszuschuss angeboten wurde, in einer preiswerten Stadt in einem Bundesstaat mit überdurchschnittlich guter Luftqualität und guten regionalen Lebensmitteln und nur eine Tagesreise von New York entfernt, war ihr sofort klar gewesen, dass sie nicht ablehnen durften.

Mit dem Schritt in die Selbstständigkeit erhoffte sie sich, durchdachte Kleidungsstücke herstellen zu können, die ein Leben lang halten würden. Die geschäftlichen Details (Schnittmustererstellung und Hersteller) blieben zunächst vage. Ihre anfängliche Idee war gewesen, die erste Kollektion *Anatevka* nachzuempfinden. (Wolf hatte sich den Original-Broadway-Soundtrack im vergangenen Winter immer wieder von vorn angehört.) Eine Bauernbluse, genannt Shtetl-Hemd, eine Milchmannweste, einen Kosakenoverall und ein Trägerkleid à la Heiratsvermittlerin Jente. Sie hatte ein Muster des Shtetl-Hemds in ihrem Atelier liegen gehabt, an dem sie immer wieder kleine Änderungen vornahm, ohne dass das Ergebnis sie überzeugte. Sobald sie die New Yorker Blase verlassen hatte, war ihr klar geworden, dass die Idee nicht ankommen würde.

Auf der Suche nach einer neuen Idee überlegte sie, die Kollektion an ihren neuen (angestrebten, nicht tatsächlichen) Lebensstil in Maine anzulehnen. Utility-Jeans für die Arbeit, pflanzlich gefärbte Bio-Malerhosen, lange Unterhosen aus Waffelpiqué, ein besonderes graues Sweatshirt, ein Pointelle-Schlafset, das perfekte schlichte Streifenshirt, eine Steppweste, die ideale Wollstrickjacke, wenn sie herausfände, wie man die stricken musste. Aber im Grunde erschien ihr das sinnlos. Sie würde nur noch mehr produzieren, was zuerst Kommoden und Kleiderschränke und dann Mülldeponien füllte.

Und eigentlich wollte sie Künstlerin sein. Eine echte Künstlerin, die Bedeutung erlangte. Wie Ramona, ihre Zimmergenossin vom College, eine preisgekrönte Keramikünstlerin mit

großer Fangemeinde. Aber eine eigene Modelinie zu erschaffen, erschien ihr lächerlich. Nicht umsetzbar. Unbezahlbar. Narzisstisch. Und Jahrzehnte zu spät. Wen würde das interessieren? Sie war kein junges, cooles Ding in Bushwick oder Ridgewood. Sie ging auf die fünfzig zu. Vom Alter und vom Finanziellen einmal abgesehen, war sie sich nicht mal sicher, ob kreative Arbeit zu etwas führte. War es genug, etwas Schönes zu erschaffen (oder erschaffen zu wollen)?, fragte sie sich eines Morgens, als sie sich an die Arbeit setzte. Bedeutete das überhaupt etwas?

Claire wusch das Geschirr ab, brühte sich einen zweiten Kaffee und trug die dampfende Tasse ins Atelier. Sie schlang ihre grau melierten Haare zu einem Knoten und steckte ihn auf dem Scheitel fest, nahm einen Bleistift und ihren Skizzenblock hervor, legte sie wieder hin und fing an, im Handy die lokalen Jobangebote durchzugehen. Das College brauchte eine Verwaltungskraft in der Fremdsprachenabteilung. Und einen Wärter fürs Museum. Das unabhängige Kino stellte einen Filmvorführer ein, die Grundschule um die Ecke suchte einen dauerhaften Vertretungslehrer.

Aber Claire wollte etwas schaffen. Sie wandte sich Bleistift und Skizzenblock zu und fing an zu arbeiten. Die Kinder würden bald von der Schule kommen. Vielleicht würde es im weiteren künstlerischen Sinne betrachtet keine Rolle spielen, aber zumindest könnte sie etwas Befriedigendes erzeugen. Etwas, das irgendjemand irgendwo gerne tragen würde, lieben würde. Etwas, nach dem man jeden Tag griff. Also etwas ganz anderes als das, was sie bei BuiltGood entworfen hatte. Sie erinnerte sich an einen Professor an ihrer Designschule, der damals ausführlich über Schönheit und Nutzen, Form und Funktion geredet hatte. Der Wunsch, etwas Ästhetisches zu machen und zu tragen, war alt und im Menschen angelegt. Menschen brauchten Kleidung. Besonders in Maine.

Claire war gerade dabei, in den gewünschten Csikszentmihalyi-Flow einzutreten, als sie Pickle bellen hörte und dann lautes Klopfen, gefolgt von einer wirklich alarmierenden Anzahl von SMS. Sie schob das Fenster neben dem Arbeitstisch hoch, streckte den Kopf in die Septemberluft hinaus und sah jemanden – ein Kind, ein Mädchen, *ihr* Mädchen – wütend an die Verandatür schlagen.

Claire warf ihren Block hin und rannte die Treppe hinunter. Hazels wellige braune Haare waren ungewöhnlich zerzaust und kraus.

»Hazel? Scheiße. Was ist passiert? Was ist los?«

»Ich hasse dich – das ist los. Und ich hasse es hier.«

4

Hazel sagt Nein

Was. Für. Ein. Scheiß.

Der Direktor hatte sie nicht *angemacht*, oder? War das gerade wirklich passiert?

Das musste als anzüglicher ironischer Witz gedacht gewesen sein. Oder waren irgendwo Kameras versteckt? War das irgendein Test?

Denn wie konnte das der harmlose Vater mit den weiten Schwimmshorts aus dem Schwimmbad sein? Hatte sie sich das gerade eingebildet? Brach bei ihr eine Psychose aus?

Er sah ihr in die Augen und wartete auf eine Antwort. Als meinte er es ernst. Wie konnte er sie so anfassen? Und wie konnte er so einen widerlichen Scheiß reden? Die Situation erschien ihr absurd. Unfassbar.

Hazel musste sich verhöhnt haben. Aber das hatte sie nicht.

Scheiße, wurde ihr klar, niemand würde ihr glauben. Niemals.

Die Zeit blieb stehen. Ihre Herzschläge klangen wie Explosionen.

Sie sagte nichts.

Er sagte nichts.

Noch immer nichts. Dieser grauenhafte Mann starrte sie nur an. Drängte sie damit, Ja zu sagen, *erwartete* es von ihr! Hazel würde noch einen Herzinfarkt bekommen.

Ihre Mutter warnte sie schon ihr ganzes Leben vor Männern, und Hazel hatte davon nichts hören wollen. Sie war aus Brooklyn. Sie war seit der neunten Klasse mit der Linie G und L zur Highschool gefahren. Sie konnte auf sich aufpassen. Wenn zwielichtige Typen in der U-Bahn sie länger als nötig anstarrten, wenn sie sie in einem überfüllten Waggon gelegentlich streiften, tat Hazel das als kleines Ärgernis ab. Sie hätte ihrer Mutter glauben sollen: Erwachsene Männer konnten gefährlich sein. Doch in Hazels Leben waren sie bis zu dem Moment kein Thema gewesen. Sie waren okay, irrelevant. Die jüngeren Exemplare waren es, über die sie sich Gedanken machte. Die Fußballjungs, die Hazel und ihre Freundinnen auf einer Skala von eins bis zehn nach Gesicht, Körper und Persönlichkeit bewerteten, die ganze Gruppenchats führten, in denen sie sie ausinandernahmen und demütigten.

Erst jetzt bekam Hazel zum ersten Mal vor einem erwachsenen Mann richtiggehend Angst. Ihr wurde bewusst, dass unter den dünnen Trägern ihres Kleids das rote Baumwollbustier zu sehen war, dass ihre Schultern und Beine nackt waren und der schwarze Nagellack an den Fußnägeln abgesplittert war. Sie merkte, dass sie schwitzte.

Das war die längste Minute (Minuten?) ihres Lebens, wie sie beide so schweigend dasaßen. Wie einer den anderen niederstarrte. Um zu sehen, wer zuerst kniff.

Sie erwog ihre Möglichkeiten. Jede war scheiße.

»Ich mag dich. Sehr«, sagte er.

Mag dich? Er war so alt wie ihr Vater.

»Du kannst nicht so tun, als wären wir nicht den ganzen Sommer über umeinander herumgeschlichen. Deswegen ...« Er deutete in die Luft zwischen ihnen.

Geschlichen? Gott.

»Ich weiß, du weißt genau, was du tust. Was du getan hast.«

Was sie tat? Was sie getan hatte? Sie war ins Schwimmbad

gegangen und hatte auf ihren Bruder aufgepasst und Bücher gelesen. Wenn der Direktor zu ihr gekommen war, sie dabei unterbrochen hatte, war sie höflich gewesen. Zu ihrem Direktor! Sie war einverstanden gewesen, eine Zeitungs-AG anzufangen, nicht damit, seine Lolita zu werden.

»Du weißt, da ist etwas zwischen uns. Du weißt, wie sehr ich dich mag. Wie gut ich dich verstehe.«

Sie schaute auf den Boden.

Hazel fühlte sich fiebrig und schwindlig und benommen. Sie stand kurz davor, ohnmächtig zu werden.

Sie drückte sich ihre kurzen Fingernägel in die Handflächen und befahl sich, ihre Füße auf dem Boden, ihren Körper im Raum zu spüren.

»Und was, wenn ich nicht will? Was, wenn ich Nein sage?« Sie hörte sich die Frage stellen, aber ihr war nicht bewusst, dass sie sie im Kopf formuliert und sich entschlossen hatte, sie auszusprechen.

Der Direktor schien ehrlich gekränkt zu sein. Und überrascht. Sehr überrascht.

»Ich glaube nicht, dass das passieren wird. Du etwa?«

»Oh«, sagte Hazel und fasste um die Sitzkanten. Sie tat den heftigsten Atemzug ihres achtzehnjährigen Lebens. »Aber was, wenn ich es doch tue?«

Er stand auf. Er war ziemlich groß, ragte drohend vor ihr auf. »Nun, dann könnten die Dinge für dich schwierig werden nach dem Abschluss. Wenn deine Leistungspunkte übermittelt werden müssen, damit du hier rechtzeitig abgehen kannst. Und wie gesagt, ich kenne jemanden im Zulassungskomitee des Vassar ...«

Er war es wohl, bei dem eine Psychose ausbrach. Wie konnte er der Direktor einer Highschool sein? Wie konnte er diese Dinge sagen und erwarten, am nächsten Tag noch seinen Job zu haben?

Aber was, wenn er das tatsächlich ernst meinte? Wenn ihre Chancen, einen guten Abschluss zu machen – an einem College aufgenommen zu werden –, davon abhingen, dass sie sich auf Sex mit ihm einließ? Oder ihn anfasste? Oder sich von ihm anfasen ließ? Hazel dachte nach. Sofern man über etwas so Lebensentscheidendes nachdenken kann, während man versucht, nicht ohnmächtig zu werden.

Vielleicht wäre es das Beste, ihn hinzuhalten. Sie könnte ihm ein bisschen geben und ihn dann sanft abweisen. Flirten. (Sie wusste, wie das ging.) Ihn besänftigen. Zugeständnisse machen. Verhandeln? Sich ducken und tänzeln. Ausreden finden. (Ihre Periode? Ihre Eltern? Ihre Jungfräulichkeit?)

Damit das irgendwie aufhörte. Ohne dass er sich abgewiesen fühlte. Das war das Entscheidende.

Vielleicht sollte sie nett sein? Vielleicht sollte sie ...

Dann kam Hazel zu sich.

Nein, entschied sie, so würde sie das nicht zu Ende bringen. Sie würde nicht nett sein.

Der Direktor konnte sich ins Knie ficken.

Damit stieß Hazel einen dunklen Laut aus, der aus ihrem tiefsten Innern kam. Ein erstaunliches Brüllen.

Nein. NEIIIIIIIN.

Nein!

»Nein«, sagte sie. Verdammte Scheiße, niemals.

Und damit stand sie auf und rannte, als wäre der Teufel hinter ihr her.

Hazel rannte den Flur hinunter, aber sie hatte das Gefühl, als lief sie durch Treibsand. Sie fand die Mädchentoiletten, schloss sich in einer Kabine ein. Nein sagen war das eine. Nein sagen war (relativ) einfach. Aber was jetzt?

Hazel wusste, was auch immer sie tat, sie war am Arsch.

Sie stand außerdem unter Schock. Sie versuchte noch, das

Unmögliche zu begreifen. Sie musste das kleinreden. Das musste sie, denn sonst würde sie sterben, so kam es ihr vor.

Und daher sagte sie sich, dass es ihr gut ging. Dass das keine große Sache war. Dass jeden Tag in der Welt viel Schlimmeres passierte. Sie hatte zu essen. Ein Zuhause. Eine Familie. Eine Zukunft. Hazel ging es GUT.

Denk darüber nach. Es war nichts Ernstes passiert. Oder? Ihr war eine Frage gestellt, sie war angemacht worden, und sie hatte ihn zurückgewiesen. Einerseits kam ihr, was sie gerade erlebt hatte, vernichtend und zutiefst erschütternd vor. Andererseits war es vielleicht gar keine so große Sache. Es war ja nicht so, als hätte er sie gezwungen, etwas zu tun. Er hatte sie nicht vergewaltigt oder so.

Es schellte, dann das Getrappel auf den Fluren und Gelächter und Zurufe. Sie hatte Statistik verpasst, und wenn sie sich nicht zusammenriss, würde sie auch Umweltkunde verpassen. Aber sie wollte kotzen. Oder ihr Inneres ausleeren. Sie spürte, dass es sie vor Wut an Hals und Bauch juckte. Sie bekam womöglich Hautausschlag.

Das. War. Nicht. Okay.

Seine Drohung, ihr den Abschluss zu verweigern. Was, wenn er das wahr machte und ihr die Zukunft versaute? Ihre Collegeausbildung verhinderte? Denn wenn er ein gutes Wort für sie einlegen konnte, dann auch ein schlechtes. Am Vassar. Wo er jemanden kannte. Und wenn er das tun würde, weil sie Nein sagte – was sie bereits getan hatte –, wie würde er sich erst rächen, wenn sie die Sache *erzählte*?

Falls sie sie erzählte. Sie brauchte das keinem zu sagen. Sollte sie vermutlich nicht. Sie wollte nicht daran denken, wie sehr das ihre Eltern stressen würde. Oder wie sie sich dann noch den Rest des Jahres in der Schule blicken lassen könnte.

Was, wenn sie abwartete? Diesen schrägen Vorfall für sich

behielte und in zehn Jahren wieder hervorholte? Was, wenn sie ein ganz normales Mädchen bliebe, das den Highschool-Abschluss machte, den Kopf einzog und im nächsten Jahr aufs College ging? Es war ihr gutes Recht, ihr Leben nicht zu verpfuschen.

Es schellte zum zweiten Mal. Spindtüren wurden zugeknallt. Flipflops schlurften in Klassenzimmer. Sie musste eine Entscheidung fällen. Möglicherweise könnte sie trotz der Argumente und der rationalen Gründe, den Mund zu halten, nicht damit leben, den Direktor davonkommen zu lassen.

Hazel spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht und marschierte zum Büro der Vertrauenslehrer. Die Sekretärin telefonierte gerade. Hazel schrie. Aber nur in ihrem Kopf. Im wirklichen Leben wartete sie und dachte neu nach. Noch mal. Es war eine Sache, Nein zu sagen. Und eine ganz andere Sache, alles zu erzählen. Wie könnte sie wollen, dass dies ihr erster Eindruck bei den Vertrauenslehrern war, wenn sie das Jahr überstehen wollte, und erst recht, wenn sie ihr helfen sollten, aufs College zu kommen?

Das konnte sie nicht wollen. Er war deren Boss. Warum sollten sie *ihr* glauben? Sie hatte schon gehört, wie »toll« der Direktor war. Wie engagiert. Ihre Eltern hatten gesagt, dass er den LGBTQ+-Club und den Wildnis-Club gegründet hatte. Hazel hatte gesehen, wie ihm die Leute im Schwimmbad begegneten. Als wäre er so eine Art Held der Stadt. Sie dagegen wäre die Verrückte aus New York.

Warum sollten sie ihr Wort über seins stellen? Das würden sie nicht tun.

Hazel kramte ihren Stundenplan hervor. Mit neuer Zielstrebigkeit zog sie sich aus dem Büro zurück, stieg die Treppe hoch und ging zum Unterricht. Sei normal, sagte sie sich in einem fort wie ein Mantra. Sei. Normal. Nichts ist passiert. Sie fand einen freien Platz weit hinten in der Klasse, entschuldigte sich

fürs Zuspätkommen und machte sich daran, ihre Gefühle abzuschalten. Und nachdem sie das geschafft hatte, überstand sie den restlichen Schultag, bis es um Viertel vor drei zum letzten Mal schellte und sie endlich tun konnte, was sie schon den ganzen Tag hatte tun wollen.

Sie rannte aus der Schule und fuhr mit dem Rad nach Hause.

5

Hazel erzählt es (ihrer Mutter)

»Hazel? Kann ich reinkommen?«, fragte ihre Mutter und klopfte zweimal kurz an.

»Nein.«

Nachdem sie auf der Veranda ausgeflippt war, hatte Hazel sich in ihr Zimmer im dritten Stock verzogen. Beim Umzug hatte sie sich die Mansarde gesichert, da ein Bad dazugehörte. Es bestand aus einer alten Toilette, einem fleckigen Waschbecken und einer grotesken Blechkabine der Marke Shower King. Während sie dem Universum dankte, dass sie eine Etage für sich allein hatte, schälte sie sich aus Kleid und BH und drehte das heiße Wasser auf. Sie blieb darunter stehen, bis ihre Haut rosa und schließlich rot war. Sie blieb, bis das heiße Wasser verbraucht war und nur noch kaltes kam. Dann zog sie sich ein löchriges T-Shirt und Boxershorts an und stieg ins Bett. Da hatte sie das Einzige getan, wodurch sich ihre Angst eventuell legen könnte: Sie hatte die Website des Vassar geöffnet.

»Ich möchte mit dir reden«, sagte ihre Mutter vom Flur.
»Bitte?«

»Geh weg. Ich flehe dich an.«

»Sagst du mir, was los ist?«

»Das hat nichts mit dir zu tun.«

Hazel war richtiggehend übel. Sie hatte Bauchschmerzen, die schlimmsten Periodenkrämpfe ihres Lebens. Sie brauchte

das Heizkissen, aber das lag im Badezimmer im Stockwerk unter ihr, und sie würde ihr Zimmer in absehbarer Zukunft nicht verlassen.

»Hazel. Ich komme jetzt rein.« Ihre Familie hielt nichts von abschließbaren Türen. Und ihre Mutter konnte unerbittlich sein.

»So viel zu einem Zimmer für mich allein.«

»Was ist denn los, Hazel? Wie schlimm kann es schon gewesen sein? Du machst mir Angst.«

»Du willst es nicht wissen.« Hazel starrte auf ihr Handy. »Es war furchtbar. Entsetzlich. Das Schlimmste. Stell dir die schlimmste Sache, den schlimmsten Tag vor, und es war Millionen Mal schlimmer.«

»Was hat dir nicht gefallen? Die Jugendlichen? Die Klassen? Die Lehrer? Ist der Stundenplan jämmerlich?« Claire schloss die Tür hinter sich und setzte sich ans Fußende des Bettes. »Sieh mich an, Hazel.«

Hazel schob ihr Handy unter die Decke. »Ich sehe dich an.«

»Mach dir keine Sorgen, es ist nur für ein Jahr. Du bist schon klug genug.«

»Mir ist egal, was ich lerne.«

»Wir wissen beide, dass das nicht wahr ist – Moment. War was mit Schusswaffen?«

»Schusswaffen? Mom. Nein. Nichts dergleichen. Und das ist total klassistisch von dir, so was über ländliche weiße Leute zu sagen. Oder wie immer man die Leute hier nennt.«

»Okay, also was für ein Problem gab es?«

»Ich kann es nicht erklären, und wenn, dann würdest du es nicht verstehen.«

Ihre Mutter schaltete die Klimaanlage ein. Es war ein lautes, freistehendes Gerät mit einem Schlauch, den ihr Dad notdürftig mit dem altmodischen Fenster verbunden hatte. Sie musterte Hazel auf Anzeichen für ein Unglück und körperliche

Verletzungen und suchte ihre Arme und Beine ab. (Wonach?, dachte Hazel. Läuse? Blaue Flecke?) Claire war mitunter ich-bezogen, aber sie war eine gute Mutter. Einigermaßen zumindest. Sie kümmerte sich. Und eher zu viel. Und sie war, na ja, irgendwie cool? Cooler, als Hazel je sein würde. Hazel schwankte: Sie liebte sie bedingungslos, grollte ihr aber auch, bewunderte sie und war von ihr eingeschüchtert. Und manchmal hasste sie sie. Heute hasste sie sie.

»Deine Haut ist ganz rot«, stellte Claire fest.

»Entschuldige, dass ich geduscht habe. Entschuldige, dass ich gern sauber bin.«

»Gib mir dein Handy.«

Hazel gab es ihr. Wozu auch immer. Glaubte ihre Mutter, die Antwort wäre darin zu finden? Oder wollte sie sie bestrafen, weil sie allein sein wollte? Absurd. Sie war achtzehn.

»Ist dir etwas passiert? Hat dir jemand was getan?«

Ha.

Hahahahahahahahaha.

»Hazel. Ich bin deine Mutter. Ich muss das erfahren.« Claire wurde allmählich aufgeregt. »Egal, was es ist. Rede mit mir. Ich verspreche, ich werde nicht sauer.«

Im Nachhinein betrachtet wollte Hazel es vielleicht erzählen. Unterbewusst. Vielleicht war sie mutig. Oder vielleicht wurde alles, was in dem Jahr schließlich passierte, dadurch ausgelöst, dass ihre Mutter ihr die Worte aus der Nase zog.

Sie hätte sich anders entscheiden können, wurde Hazel später klar. Hätte den Vorfall für sich behalten können. Ihr Leben abschirmen können. Doch wie hätte sie vorhersehen sollen, dass das Erzählen endlose Echos und Konsequenzen auslösen würde, wie ein kleiner Stein, der, in einen stillen See geworfen, weite Kreise zog? Ungeahnt weite.

Ihre Mutter saß am Fuß des Bettes und hörte zu, ohne sie zu unterbrechen. Was bei den Blums ungewöhnlich war. Es dau-

erte, bis ihre Geschichte heraus war. Und das wurde gerade daraus – eine Geschichte. Obwohl es die Wahrheit war.

»Das hat er gesagt? Er sagte ›Sex‹?«

»Wie oft soll ich das noch wiederholen?«

»Erzähl es mir noch mal«, sagte ihre Mutter. Sie fing an, Hazels Fuß zu massieren, doch Hazel schüttelte ihre Hand ab. Sie hatte diesen Besorgte-Mutter-Gesichtsausdruck, was in Hazel den Drang weckte, sie still und leise umzubringen.

»Soll ich es dir vortanzen?« Hazel setzte sich aufrechter hin. Sie würde jetzt ein letztes Mal darüber reden. Und dann nie wieder. »Okay. Der Direktor hat mich in sein Büro gerufen und von mir verlangt, mit ihm Sex zu haben. Oder seine Freundin zu sein oder so. Er sagte, er sucht sich jedes Jahr ein Mädchen aus. Er hat angeboten, für mich einen Brief ans Vassar zu schreiben.« Das Letzte hatte sie bisher vergessen zu erwähnen.

Claire war sprachlos.

Wie konnte das sein? Also ... nach allem? Nachdem all die beschissenen Männer, die auf den Titelseiten gestanden hatten, gecancelt und verhaftet worden waren? Nach all den Gefängnisstrafen und Millionen-Dollar-Klagen? Waren die Nachrichten nicht bis nach Maine gedrungen? In was für einer Welt sah sich der Schulleiter, dass er glaubte, mit etwas davonzukommen, das so horrend falsch war? Aber wenn man genauer darüber nachdachte ...

»Das ist das Letzte!«, schrie Hazels Bruder, der auf seinem Posten an der Mansardentreppe offenbar gelauscht hatte. Er kam die schmalen Stufen herauf, öffnete die Tür und kroch zu Hazel ins Bett.

»Wolf!«, sagte Claire. Sie konnte nicht mal ein Kind elterlich handeln, geschweige denn zwei. »Wann bist du nach Hause gekommen? Das ist ein privates Gespräch.«

»Sie ist meine Schwester«, sagte er. »Es ist mein Recht, Bescheid zu wissen.«

Wenigstens hatten sie einander, sagte sich Claire. Wenn in ihrer Kindheit zu Hause die Kacke am Dampfen gewesen war und sich die Wut ihres Vaters irgendwann gelegt hatte, war sie stets sich selbst überlassen gewesen und ihre Mutter nirgends zu finden.

Pickle schob die Tür mit der Schnauze auf und hievte seine alten Knochen auf das Bett.

»Du könntest dich abmelden und den Abschluss später nachmachen?«, schlug Wolf vor.

»Ich bin am Arsch«, sagte Hazel.

»Was sollen wir jetzt tun?«, sagte Claire zu den Kindern, zum Äther, zum Universum. »Oh Gott, Hazel. Es tut mir so leid.«

»Ich hab ja gesagt, wir hätten nicht umziehen sollen.« Wolf wartete wohl darauf, dass ihn mal jemand fragte, wie sein Tag gewesen war.

Scheiße. Scheiße. Scheiße. Wolf hatte recht. Was hatte sich Claire dabei gedacht, ihre Familie zu entwurzeln? Als es ihnen in Brooklyn absolut gut ging? Damit Gus Fachbereichsvorsitzender werden konnte? Damit Hazel auf ein Liberal Arts College gehen konnte? Damit Wolf einen Garten hatte? Und Claire eine Art Künstlerin sein konnte? Das war der Preis, den Claire für ihre Gier zahlen würde. Für ihren Egoismus.

»Es ist egal, wo man lebt«, sagte Hazel, als Wolf sie drückte. »Das hätte überall passieren können. Das passiert überall. Heute ist es zufällig mir passiert.«

»Ich rufe Daddy an. Ich. Rufe. Ihn. An!« Wolf sah, dass Claire zwei Telefone in der Hand hatte – ihr eigenes und Hazels –, und richtete sich auf, um sich eines zu schnappen.

»Nein!« Hazel riss ihr Handy an sich und brachte es unter ihrem Kopfkissen in Sicherheit, um sich dann darauf zu setzen. »Ich will keine große Sache daraus machen.«

»Hazel.« Claire ging auf dem schmalen Gang neben dem Bett auf und ab. »Das *ist* eine große Sache. Eine größere gibt es gar nicht.«

»Gut, okay, ja. Es ist was vorgefallen. Etwas Gruseliges. Ich bin erschöpft und will mich damit nicht befassen. Können wir später darüber reden? Könnt ihr bitte beide rausgehen?«

»Ich werde ihn anrufen«, sagte Claire. »Ende der Diskussion. Dieser Soziopath soll im Knast verrotten.«

»RUF IHN NICHT AN«, sagte Hazel. »Ich werde nicht mehr darüber reden. Dad kann sowieso nichts tun. Du meinst, es ist ernst, wir brauchen einen Mann? Lebst du noch in den Fünfigern?«

Wolf klaubte das andere Telefon aus Claires Hand. Mailbox. »Daddy! Es ist was passiert. Ruf uns sofort zurück. Das ist ein Notfall.«

Ende der Leseprobe